

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

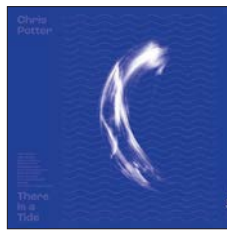
Adam Nussbaum: Lead Belly Reimagined; Ohad Talmor (sax), Steve Cardenas (g), Nate Radley (g) Adam Nussbaum (dr); Sunnyside/GoodToGo

Als 2018 mit „The Lead Belly Project“ das erste Album unter eigenem Namen des nicht als Nostalgiker bekannten Adam Nussbaum erschien, da war die Überraschung groß. Feierte der famose Schlagzeuger doch mit Tenorsaxofon und zwei Gitarren den einflussreichen Barden, der ihn in Kindertagen schwer beeindruckt hatte, dermaßen imposant, dass seine Huldigung von Hudson „Huddie“ William Ledbetter, der als Lead Belly (hierzulande Leadbelly) zur Legende wurde, es in die Highlights des Jahres schaffte.

Dass der 1889 geborene Bluesänger mehr drauf hatte, als auf seiner zwölfsaitigen Gitarre – die von Steve Cardenas und Nate Radley brillant auf sechssaitige Gitarren übertragen wird – nur das zwölftaktige Schema von Tonika, Subdominante, Dominante zu schrumpfen, zeigt sich nun auch auf „Lead Belly Reimagined“ in schillernder Vielfalt. Mischte der raue Geselle, der zweimal wegen Mordes im Gefängnis saß, doch seinen Blues mit Worksongs, Country und Folk. Weshalb „Laura“ auch hier unüberhörbar irisch klingt, während etwa „Relax Your Mind“, dem Ohad Talmor mit samtigem Tenor seine Stimme gibt, tiefschwarz groovt. Ob die Queen jemals das ihr gewidmete „Princess Elisabeth“ hörte, wer weiß? Sollte sie spätestens jetzt, lässt das glänzend eingespielte Quartett diese Ballade doch fein funkeln.

Und dann liefert Adam Nussbaum das grandiose Imitat einer schnaufenden Dampflok mit spektakulärem Besensspiel, was die auch von Johnny Cash geschätzte „Rock Island Line“ mächtig antreibt. Vier lässig tänzelnde Tracks später folgt noch ein Hit: „Govenor Pat Neff“, gekrönt von fettem Gelächter der vier Jazzer, die mit „Lead Belly Reimagined“ nicht nur dem Blueser, sondern auch sich ein Denkmal setzen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Chris Potter: There Is a Tide; Chris Potter (ts, ss, cl, bcl, fl, afl, p, g, key, b, dr, perc, samples); Edition/Membran

Kaum rollt die zweite Corona-Welle an, da erscheinen die ersten künstlerischen Resultate von Musikern, die es schafften, ihren Frust über die unfreiwillige Klausur und den Ausfall von Konzerten während des ersten Ansturms der Pandemie in produktive Energie umzumünzen. Kreativ sein im Alleingang, so der Anspruch, auch wenn beim Jazz der Austausch im Ensemble zum Entstehungsprozess von Musik dazugehört. Da gab es diejenigen – Beispiel: Nils Wogram –, die sich auf sich und ihr Instrument konzentrierten und die Kunst des Solospiels ausloteten.

Top-Saxofonist Chris Potter entschied sich für den entgegengesetzten Weg und präsentiert sich als Multiinstrumentalist bzw. One-Man-Band. Vom Holzgebläse jeglicher Couleur bis zum E-Bass, von den Keyboards bis zum Drumset spielt er eigenhändig alle Instrumente. Sechs Wochen im Heimstudio – und zehn Stücke waren im Kasten, besetzt mit virtuellen Ensembles vom Quartett an aufwärts.

Nicht, dass Potter jetzt auch als Pianist oder Gitarrist reüssieren wollte. Solistisch beschränkt er sich auf seine Hauptinstrumente: Tenor-/Sopransaxofon, (Bass-)Klarinette, Flöte. Alles andere dient der Begleitung und Farbgebung, der Schaffung eines klingenden, groovigen Rahmens. Musik im funky Sound mit kleinen rhythmischen Finessen und girlandenartigen Themen, die Potter gern im virtuellen Bläsersatz vorstellt. Einmal wird's afrokubanisch, wenn er der Yoruba-Wassergöttin Yemajá mit viel Percussion die Reverenz erweist („The Mother Of Waters“). Angesichts der Umstände bei der Entstehung ist dies ein Meisterstück, unterm Strich aber vermisst man doch den lebendigen Atem einer echten Band.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

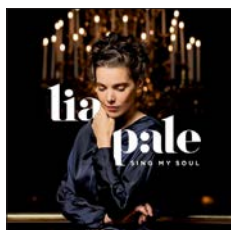
Keith Jarrett: Budapest Concert; Keith Jarrett (p); ECM/Universal

Der 21. Oktober 2020 wird in die Musikgeschichte eingehen. Verkündete da doch Keith Jarrett via The New York Times, dass er aufgrund zweier Schlaganfälle nie wieder Klavier spielen könne. Was nur wenige längst wussten, wurde perfekt abgestimmt auf das Erscheinen des „Budapest Concert“ nun traurige Gewissheit. Dass er seinen Auftritt vom 3. Juli 2016 in der Béla Bartók Concert Hall zum „Gold Standard“ erklärt, ist jedoch nachvollziehbarer als das in typischer Hybris postulierte „I feel like I'm the John Coltrane of piano players“, nach ihm gebe es nur noch Imitatoren seines Spiels.

Ein ärgerlicher Satz, zumal man im Laufe seiner zwölfteiligen Klangreise amüsiert und doch begeistert feststellen wird, dass Keith Jarrett auch auf Strukturelemente seines legendären „Köln Concert“ zurückgriff. Wie stets tastet er sich zunächst unter Aufbietung all seiner harmonischen und rhythmischen Ausdrucksqualitäten in Stimmung. Ein quirlig brodelndes Vergnügen voller Brüche, dem zwei sparsam inszenierte „Parts“ folgen, wo melancholisch-flirrende Gedankengänge von markanten Blockakkorden kontrastiert werden. Leichthändig und doch tiefgängig, inspiriert vom Genius loci.

Danach blüht Jarrett auf und liefert nach einem donnernden Intermezzo mit „Part V“ das erste Bravourstück seiner einzigartig balladesken Improvisationskunst – melodisch wie agogisch superb. Heiter geht es swingend weiter, bis er dann in Reminiszenzen schwelgt, delikat tastend zu Tränen rührt („Part XI“) und mit einem Blues sein Recital mitreißend abrundet. Doch das Beste gibt's erst danach mit zwei traumhaft zarten Songs, „It's A Lonesome Old Town“ und „Answer My, My Love“ – in der Tat „Gold Standard“, weil großmeisterlich anrührend Keith Jarrett pur.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Lia Pale: Sing My Soul; Lia Pale (voc, fl, perc), Dominik Fuss (tp, flh), Gregor Aufmesser (b), Mathias Rüegg (arr) u.a. Lotus/Harmonia Mundi

Mit ihren hochspannenden Neudeutungen romantischer Lieder von Robert Schumann und Johannes Brahms sowie dem kompletten „Winterreise“-Zyklus von Franz Schubert machte die junge österreichische Sängerin Lia Pale in den letzten Jahren mächtig Furore. Nun folgt ihrer „Kunstlieder“-Trilogie, die als „The Great European Song Book“ (sic!) auch in attraktiver CD-Box erhältlich ist, ein beeindruckender Schritt zurück in der Musikgeschichte.

Widmet sich ihr neues Album „Sing My Soul“ doch dem barocken Großmeister Georg Friedrich Händel, der zwar in Halle geboren wurde, jedoch die längste Zeit seines Lebens in London tätig war. Für die englisch singende Lia Pale hatte dies zur Folge, dass sie auf die Originaltexte der sorgsam selektierten Songs rekurrieren konnte. Die leuchten hier in warm-timbriertem, glockenhellen Sopran ganz famos über den feinfühligsten Arrangements von Mathias Rüegg. Dem das beachtliche Kunststück gelang, den barocken Duktus seines Ausgangsmaterials zu bewahren und es doch in eine dezent jazzig-moderne Klangsprache zu transformieren.

Die lebt von Gregor Aufmessers delikat-erdigen Bass-Pizzicati, denen Tobias Faulhammer eine filigrane Gitarre beisteuert, die von Lauten- bis Cembalo-Farben faszinierend variabel ertönt. Wozu der Trompeter Dominik Fuss mit feinem Gespür für Momentum intensive Duftmarken setzt, die Lia Pale gelegentlich auf der Flöte stimmig ergänzt. Zwischen elegisch und ekstatisch oszillierend, erlebt man so Händel ganz neu. Was nicht nur bei seinen Ohrwürmern „Ombra mai fu“ und „Lascia ch'io pianga“, sondern auch bei kaum bekannten Arien von anrührender Pracht ist. Mit „Sing My Soul“ ist Lia Pale ein Meisterwerk des Third-Stream gelungen – Chapeau!

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

JISound: Loose Tongue; Jason Schneider (tp, flh), Yuriy Sych (p, el-p), Ivan Habernal (b) u.a.; L+R/Bellaphon

Zweites Album eines Quartetts aus dem Rhein-Main-Gebiet, das 2015 mit dem Frankfurter Jazzstipendium ausgezeichnet wurde. Trompeter und Bandleader Jason Schneider setzt in zumeist eigenen Stücken auf einen behutsam von Effekten unterstützten Akustiksound, lässt – durchweg ohne Dämpfer – sein Horn erstrahlen und gibt prägnanten Melodien ebenso viel Raum wie funky Grooves. Pianist Sych und Bassist Habernal wechseln zwischen akustisch und elektrisch, Drummer Schiffelholz gibt den temperamentvollen Wirbelwind (z. B.: „Odd Job“), ohne sich über Gebühr nach vorn zu drängen. Im Auge behalten!

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Chris Hopkins Meets the Jazz Kangaroos: Live!, Vol. 1; Chris Hopkins (p), Mark Elton (b) u.a.; EOSP

Zum mächtig swingenden Live-Stell-dichein bittet Pianist (anderswo Altsaxofonist) Chris Hopkins drei australische „Jazz Kangaroos“ um den singenden All-round-Saitenspieler – Achtung: Augenzwinkern! – George Washingmaschine. Mit Geige, Klavier, Gitarre, Kontrabass blättern sie im American Songbook, streifen Klassiker von Django Reinhardt („Swing 42“) und Oscar Pettiford („Blues In The Closet“). Ohne Drummer gewinnen sie eine entspannte Leichtigkeit, gewürzt mit Anklängen von Charlie Christian bis Django R., Stéphane Grappelli bis Stuff Smith. Und Washingmaschine singt erfrischend unpräzisiös.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

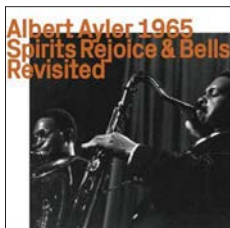
Harish Raghavan: Call For Action; Joel Ross (vib), Immanuel Wilkins (as), Micah Thomas (p), Kweku Sumbry (dr) Whirlwind Recordings/Indigo

Bislang führte Harish Raghavan sicher kein musikalisches Schattendasein. Auf den Namen des Bassisten als Begleiter stößt man bei vielen wichtigen Modern-Jazz-Musikern, allen voran in den Formationen des Trompeters Ambrose Akinmusiré. Doch für sein Platten-Debüt als Leader ließ sich Raghavan Zeit. Erst als er junge Talente wie den Altsaxofonisten Immanuel Wilkins, den Pianisten Micah Thomas und den Vibrafonisten Joel Ross kennenlernte, stand es für ihn fest, mit ihnen „Call For Action“ aufzunehmen.

Nach „Intro“, einem solo Basseinstieg des Leaders, beginnen vielfältige musikalische Exkursionen, an denen jeder Musiker der Gruppe Anteil hat. Die Basis dafür waren 15 Stücke, deren Melodien sich größtenteils aus Parts von Raghavans Improvisationen zusammensetzten, die dann von der Band ihre endgültige Form erhielten. Die Protagonisten verwandten dafür rund ein Jahr, in dem sie durch intensives Zusammenspiel das Repertoire ausarbeiteten. In dem epischen „Los Angeles“ gewinnt man den Eindruck eines nächtlichen Spaziergangs über den Sunset Boulevard durch die dahinschreitenden Linien des Bassisten, die mit den atmosphärischen Sounds des Altsaxofonisten und melodischen Diskursen des Vibrafonisten und des Pianisten verschmelzen.

Ganz anders die Stimmung in dem Track „Junior“, in dem die heftigen Polyrhythmen des Drummers Kweko Sumbry das lebhaft Thema einleiten. In dessen Verlauf feuern der Groove des Bassisten und die Energieschübe des Drummers die Solisten an. Harish Raghavans Absicht, für die Band formvollendete Stücke zu kreieren, aber auch „völlige Interpretationsfreiheit zu ermöglichen“, geht voll auf.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★☆

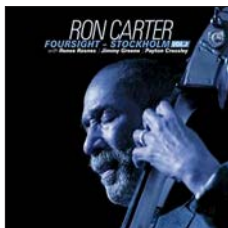
Albert Ayler: Spirits Rejoice & Bells (Revisited); Albert Ayler (ts), Donald Ayler (tr), Gary Peacock (b), Sunny Murray (dr) u. a.; ezz-thetics

Albert Ayler gehörte zu der raren Spezies an Musikern, die eher das nie Gehörte suchten als das allgemein Anerkannte immerfort zu repetieren. Ab und an sollte man Aufnahmen wie diese anhören, um sich die ungeschützte Position der Jazzavantgardisten gegen Mitte der 1960er klarzumachen. Albert Ayler's Rolle in der Befreiung des Jazz von vorgeformten Strukturen ist hier jedenfalls in seiner ganzen Radikalität nachzuvollziehen.

Dabei beginnt die Kompilation der zwei Alben „Spirits Rejoice & Bells“ im Stil einer vielstimmigen (und für Ayler typischen) Marching-Band aus den Südstaaten – auch wenn diese bereits zu Anfang ziemlich windschief daherkommt. Es dauert auch nicht lange, bis Ayler seinen unverwechselbaren Personalstil zelebriert – mit all den Spaltklängen und überblasenen Tönen, seinem ganz eigenen ekstatischen Gesang auf dem Tenorsaxofon. Dazu gesellen sich sein Bruder Don an der Trompete und Charles Tyler am Altsaxofon. Zu den klanglichen Eigenheiten von „Spirits Rejoice“ gehört ein plötzlich erklingendes Cembalo, das sich hier erstaunlich homogen einfügt.

Mit Gary Peacock und Henry Grimes beschäftigte Ayler gleich zwei Kontrabassisten, die sich zusammen mit Drummer Sunny Murray im rhythmischen Untergrund tummeln, dann aber durchaus in lange, unbegleitete Soli ausbrechen oder zum Bogen greifen. Immer wieder münden die labyrinthisch angelegten Solopfade der Bläser in einen geradezu sanglichen, mehrstimmigen Chorus; es ist ein Treppenwitz der Jazzgeschichte, dass sich ausgerechnet Albert Ayler als Idealvorstellung eine Musik wünschte, bei der das Publikum mitsummen könnte. Aber letztlich wirkt selbst das wild schnatternde „Bells“ am Ende wie ein Jazz-Gottesdienst.

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Ron Carter: Foursight – Stockholm Vol. 2; Ron Carter (b), Jimmy Greene (ts), Renee Rosnes (p), Payton Crossley (dr); IN+OUT/Edel

Mit seinen exemplarischen Bass-Einsätzen wurde der mittlerweile über 80-jährige Ron Carter schon zu Lebzeiten zur Legende. Auch bei dem vorliegenden, auf dem Album „Foursight – Stockholm Vol. 2“ dokumentierten Konzert aus dem Jahr 2018 verwies er mit Stücken wie „Flamenco Sketches“ und „Seven Steps To Heaven“ auf die Zeit, in der er im zweiten berühmten Quintett des Trompeters Miles Davis mitwirkte. Zwar förderte dieses Engagement sicher seinen Bekanntheitsgrad. Doch schon zu Beginn der 1960er-Jahre hatte der Bassist mit seinem Platten-Debüt „Where“, auf dem der Multiinstrumentalist Eric Dolphy mitwirkte, auf sich aufmerksam gemacht.

Wie konsequent Ron Carter immer seiner eigenen musikalischen Überzeugung folgte, zeigt sich auch darin, dass er mit Davis' Jazz Rock/Fusion-Abenteuern wenig anfangen konnte. Bereits an dem Klassiker „Bitches Brew“ war er schon nicht mehr beteiligt. In der Folgezeit war der Bassist als Sideman und Leader fast ausschließlich im akustischen Modern Jazz unterwegs. In seinem Foursight Quartett wirken Musiker mit, die sich mit Carters Konzept identifizieren. In „Mr. Bow Tie“ lässt er es sich nicht nehmen, mit der Solofolge zu beginnen. Schließlich geht das mit anregenden Latin-Rhythmen untermalte Stück auf ihn zurück.

Seine Kommunikation mit der Pianistin Renee Rosnes, die mit ihm stilvoll die Ballade „My Funny Valentine“ mit subtilen Melodien veredelt, schwingt er auf einer Wellenlänge. In dem zügigen, von klangvollen Bassläufen beflügelten Ausklang „You And The Night And The Music“ sind einmal mehr Greenes gespannte Tenorsax-Chorusse sowie die makellosen Aktionen des Quartetts zu bewundern.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★☆

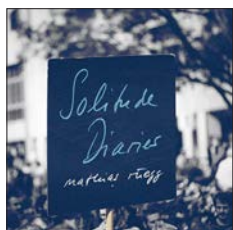
Kira Linn's Linnett: A Traveller's Tale; K. Linn, C. Kunz, N. Wenger, D. Landolf (saxes, cl), L. Großmann (p), L. Keller (b), J. Koch (dr); Gast: Jorge Rossy (vib) Laika/Rough Trade.

Als Baritonsaxofonistin ist sie eine rare Erscheinung im Jazz. Wenngleich: Es werden peu à peu mehr. Begonnen hat die aus Wiesbaden stammende Kira Linn mit zehn Jahren auf dem Tenor, mit 15 stieg sie aufs „Bari“ um, fand es anfangs aber zu tief, zu groß, zu schwer. Jedoch: In Big Bands herrscht oft Mangel an Baritonspielern. So dauerte es nicht lange, da gefielen ihr die Möglichkeiten des Ungetüms, und sie merkte: „Eigentlich spielt das Bariton die coolste Rolle in der Big Band.“ Die spielte sie bald selber, im Landesjugend- und im Bundesjazzorchester (BuJazzO), als Gast bei anderen, zumeist im Satz, zunehmend solistisch. Seit 2018 studiert sie nun am Jazzcampus Basel, zwei Jahre zuvor gründete sie ihre Gruppe Linnett.

Hinter dem Namen verbirgt sich ein Sextett aus drei Saxofonen, Piano, Bass, Drums, mit dem Kira Linn versucht, im kleineren Format eine Big-Band-artige Wirkung zu erzielen. Für „A Traveller's Tale“, ihren Zweitling, hat sie zwei Basler Dozenten eingeladen: Domenic Landolf als weiteren Saxofonisten und Jorge Rossy, den man eher als Drummer kennt, am Vibrafon.

Wie der Titel verrät, ist es ein Album voller Reiseimpressionen, etwa an New York: mit dem Up-tempo-Opener „Active Apple“, in dem sich Landolf und Christopher Kunz eine hitzige Tenor-Battle liefern; oder der berührenden Klangmalerei „Homeless But Not Hopeless“, geprägt von Rossys Vibrafon. Die samtigen Saxofonsätze des Linnetts, bisweilen mit Flöte oder (Bass-) Klarinette abgetönt, sind ein Genuss; die Leiterin drängt sich nie in den Vordergrund. Aber ihrer zweiten Heimat, Basel, widmet sie eine ohrwurmartige „Ode“, die swingt und groovt wie nur was („Back To Bebbi“).

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Mathias Rüegg: Solitude Diaries; Soley Blümel, Oliver Kent, Oliver Schnyder, Elias Stemeseder, Mathias Rüegg u. a. (p); Lotus/Harmonia Mundi

Was machte ein gestandener Jazzmusiker im Frühlings-Lockdown, als er nirgends auftreten durfte? Entweder schob er den Blues oder aber er nutzte die ungeliebte Zeit zum Komponieren neuer Werke. So auch der legendäre Vienna Art Orchestra-Mastermind Mathias Rüegg, der sich dafür ein strenges Regime auferlegte: Fünf Tage hintereinander pro Woche in festem Zeitfenster galt es ihm als kreative Herausforderung, jeweils ein Klavierstück zu schreiben.

Was ihm, wie nun seine „Solitude Diaries“ in audiophiler Strahlkraft zeigen, bravourös gelang. Obwohl er kaum ahnen konnte, dass sich seine Kompositionstätigkeit über acht Wochen hinziehen und zu 40 Miniaturen summieren würde. Eine reife Leistung. Wobei er, mit einer Ausnahme, allein in Woche sieben auf früheres Material zurückgriff und es neu ausformte. Was für Kenner ein besonderes Vergnügen ist, weil etwa der VAO-Klassiker „Jessas Na – Wie alles begann“ von 1977 so noch nie zu hören war. Emotional zieht Rüegg alle Register, von verträumt romantisch über kantabel und zupackend bis hin zu latentem Swing und Blues als variantenreich perlendes Klavier-Abenteuer.

Dem man faszinierenderweise kaum anmerkt, dass es gleich elf Pianisten, von dezidiert klassischen Tonkünstlern wie der erst zwölfjährigen Soley Blümel über junge Impro-Meister, etwa Elias Stemeseder, und alte Jazz-Heroen sowie dem Komponisten als Interpret eigener Gnaden auf dem neuen, brillant klingenden Bösendorfer 280 VC in wechselnder Folge absolvierten. Da nahezu alle Stücke für den Hausgebrauch gedacht und folglich geeignet sind, sei Hobby-Pianisten obendrein die auf Rüeggs Website erhältliche, zweiteilige Noten-Ausgabe der „Solitude Diaries“ ans Herz gelegt, auf die ihr Autor zu Recht stolz sein darf.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Janne Mark: Kontinent; Janne Mark (voc), Arve Henriksen (tp, electronics), Nils Økland (v), Henrik Gunde (p), Esben Eyermand (b), Bjørn Heebøll (dr) ACT/Edel

Sie tritt vorzugsweise in Kirchen auf, nicht nur wegen der tollen Akustik. Die dänische Songwriterin Janne Mark singt bei Jazz-Gottesdiensten, schreibt Kirchenlieder, die sie schon mal beim Kirchentag präsentiert; mit ihrem Bassisten Esben Eyermand ist sie für das Musikprofil einer Kirche für Jugendliche in einem Kopenhagener Problemviertel zuständig. „Musik und Kirche sind für mich etwas Göttliches“, sagt sie, „mit direkter Verbindung zur Quelle der Schöpfung: Gott.“ In ihren Liedern stützt sie sich auf die dänische Hymnentradition, erneuert sie aber und verleiht ihr einen ganz heutigen Singer/Songwriter-Touch, indem sie Jazzmusiker wie Verner Pohl oder Arve Henriksen mit einbezieht.

Letzterer ist, wie schon auf Janne Marks erstem internationalen Album „Pilgrim“ (2018), erneut dabei; sein von Jon Hassel inspirierter, ätherischer, dank Elektronik oftmals wie eine Flöte anmutender Trompetenton kontrastiert aufs Schönste mit der Folk-Fiddle des Geigers Nils Økland. Waren auf „Pilgrim“ lauter eigene Lieder auf Dänisch zu hören, ergänzt die Sängerin diese auf „Kontinent“ um Traditionals aus anderen (nord-)europäischen Ländern. Aus England stammt eine Kirchenhymne mit Blech, Harmonium und Trommel („Kingsfold“), aus Schottland ein frommes gälisches Wiegenlied („Talachd Chriosta“), aus Norwegen ein getragener Gesang ohne Worte, aber mit einem Titel, der alles sagt („O du min Immanuel“). Arve Henriksen bringt einen zweiteiligen Psalm mit, in dem er auch eine Spoken-Word-Einlage gibt. Janne Mark entführt mit klarer, engelgleicher Stimme in Sphären, in die man eintauchen können sollte. Andernfalls wird's bald eintönig.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Rob Mazurek: Dimensional Stardust; Exploding Star Orchestra; International Anthem

Rob Mazurek ist ein Tausendsassa. Für gleich sechs Positionen zeichnet er auf seiner aktuellen Veröffentlichung „Dimensional Stardust“ verantwortlich, fungiert unter anderem als Komponist, Dirigent, Flötist und Keyboarder. Es geht, wie immer bei Mazurek – hier im Verbund mit seinem Exploding Star Orchestra – um ganz verschiedene, teilweise durchaus widersprüchliche Stilrichtungen, die er übereinanderschichtet.

Dabei kennt er keine Berührungsängste; ihm ist die Musik von Strawinsky oder Morton Feldman genauso wichtig wie die von Sun Ra oder Gil Evans. So mag man sich zurücklehnen, um via Tonträger eine musikalische Reise anzutreten, die wie ein klingendes Kuriositätenkabinett immer neue Einblicke und Abzweigungen anbietet. Mazureks „Jahrmarkt“ stellt minimalistische Repetitionen neben brasilianische Flötenheiterkeit, mischt Drum-Maschinen spielerisch mit Bongo-Rhythmen. Dann wieder tauchen kryptische, vom Megafon verzerrte Satzketten auf, die wie Signale über der Musik schweben.

Wie Steve Reich, der mit Sprache experimentierte, lässt Mazurek sein Ensemble dabei der jeweiligen Sprachmelodie instrumental nachspüren. Überhaupt erstaunt die Vielfalt der Klänge; elektronische und akustische Sounds gehen jederzeit eine schöne Partnerschaft ein. Vorherseh- oder hörbar ist kaum etwas. Nicht umsonst reiht Mazurek im Line-Up der Instrumente neben Klavier, Trompete, Cello, Geige und Vibrafon auch Moog, Synthesizer und Electronics auf. So wirkt diese Scheibe (die Mazurek – erstaunlich genug – als Oper bezeichnet) wie eine gigantische Spieldose, die mechanische Musik abspult. Eine bunte Varietéfolge, die durchaus als divers bezeichnet werden kann; mit vorgefertigten Kategorien ist sie kaum zu fassen. Und genau das ist spannend!

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jason Seizer: Vertigo; Jason Seizer (ts), Pablo Held (p), Jonas Westergaard (b), Fabian Arends (dr); Pirouet/NRW

„Cinema Paradiso“ hieß das vorige Album des Saxofonisten Jason Seizer vor gut fünf Jahren. Der Titel hätte kaum treffender sein können, präsentierte der Münchner mit seinem Quartett doch lauter Kompositionen aus Filmklassikern, darunter Ennio Morricones Thema aus dem gleichnamigen Kinohit. Die Gruppe blieb am Ball, arbeitete das Programm weiter aus, ließ es reifen, verfeinerte daran sein Interplay und wuchs zu einer traumwandlerisch geschlossenen Einheit zusammen. Vor Publikum in einem Studio des Bayerischen Rundfunks spielte man schließlich dieses Live-Album ein; es kombiniert Filmmusiken mit Stücken von Seizer und dem Pianisten Pablo Held.

Die Soundtrack-Themen stammen aus Streifen wie Hitchcocks „Vertigo“ (mit James Stewart und Kim Novak), John Fords „Der schwarze Falke“ (mit John Wayne) oder Elia Kazans „Endstation Sehnsucht“ und „Die Faust im Nacken“ (beide mit Marlon Brando), von Komponisten wie Bernard Hermann, Max Steiner, Alex North oder Leonard Bernstein, im Original üppig orchestriert und arrangiert.

Das Quartett bricht nun alles großformatig Schwelgerische auf den musikalischen Kern herunter. Statt wachzurufen, wie ein James Stewart eine Kim Novak küsst, legt es die Schönheit der Melodien und Motive frei, spinnt drumherum seine improvisatorischen Texturen. Seizers prägnanter Ton auf dem Tenor lässt die Linien klar konturiert hervortreten, während Pablo Held, einer der faszinierendsten Harmonienerfinder im Lande, mit ungewöhnlichen Ideen Räume schafft. Jonas Westergaard (Bass) und Fabian Arends (Drums) sind ein famoses Rhythmus-Team, das mal groovig, mal verhalten auch eigene Akzente setzt.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Guy Mintus Trio: A Gershwin Playground; Guy Mintus (p, voc), Omri Hadani (b), Yonatan Rosen (dr) Enja/Edel

Und wieder ein junges Talent aus Israel, das dabei ist, die Jazzwelt noch ein bisschen bunter zu machen. Pianist Guy Mintus (29) lebte und lernte sieben Jahre lang in New York, bevor er mit Preisen bedacht in sein Land zurückkehrte. Als Zehnjähriger hatte er auf dem Klavier herumgeklimpert, irgendwann über Thelonious Monk den Jazz entdeckt, klassisch studiert und war dann mit Stipendium in den Big Apple gekommen. Auf den ersten, selbst produzierten Alben präsentierte er zumeist eigene, östlich-mediterran geprägte Musik. Mit seinem israelischen Trio nimmt er sich jetzt ein Repertoire vor, wie es amerikanischer kaum sein könnte: lauter Klassiker aus der Feder von George Gershwin.

Dass daraus keine huldvolle Hommage wird, verraten schon der Titel und das Coverdesign. Für Mintus ist das Gershwin-Songbook eine große, bunte Spielwiese, auf der es sich virtuos und ausgelassen mit seinen beiden Jungs herumtoben lässt. Den Schalk im Nacken, startet er ausgerechnet mit „Let's Call The Whole Thing Off“. Er schaltet eine kurze jiddische Folk-Phrase vor, und los geht's, mächtig swingend, mit wuchtigem Kontrabass, rasanten Läufen, gewagten Dissonanzen und Rhythmuswechseln – ein stetes, mitunter nervöses „stop and go“, aber voller Abenteuer und Überraschungen, lebendigem Interplay und ideenreichen Arrangements.

Ein Medley aus „Fascinating Rhythm“ und „I Got Rhythm“ wird zum umwerfenden Parforceritt durch die Jazzpianistik, von Stride bis Modern. Bei den Songs aus „Porgy & Bess“ hebt Mintus auch noch an zu singen, durchaus gewohnungsbedürftig. Zum Paradestück aber wird die „Rhapsody In Blue“, eine Viertelstunde Soloklavier der anregend vielseitigen Art.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Ramón Valle: Inner State; Ramón Valle (p), Omar Rodriguez Calvo (b), Jamie Peet (dr); IN+OUT/Edel

Wie viele andere international bekannte kubanische Musiker absolvierte auch Ramón Valle ein Studium an der Escuela Nacional de Arte in Havanna. Dass dem Pianisten, der 1964 in Holguin (der drittgrößten Stadt der Karibikinsel) in ein musikalisches Elternhaus hineingeboren wurde, ein künstlerischer Weg offenstand, zeichnete sich schon in jungen Jahren ab. Bereits als Achtjähriger sorgte er am Konservatorium seiner Heimatstadt für Aufsehen. Mit Valles rund drei Dekaden später eingespieltem Debütalbum „Levitando“ brauchte er sich hinter den Arbeiten von Granden kubanischer Musik wie Chucho Valdés oder dem gleichaltrigen Gonzalo Rubalcaba nicht zu verstecken.

Ramón Valle beherrscht die Kunst, Elemente aus klassischer Musik, kubanischen Sounds, Pop und Jazz harmonisch zu verbinden und damit seine von Lebensfreude und Zuversicht geprägten Kompositionen anzureichern. Seine starke Bühnenpräsenz wird auf dem Album „Inner State“ spürbar: mit Höhepunkten von Auftritten seines Trios im Theaterstübchen, Kassel und in Porgy & Bess, Wien 2019.

Bis auf eine mit rauschendem Piano-Intro einsetzende Version von Leonard Cohens bekanntestem Song „Hallelujah“ sind die weiteren sechs Tracks von Valle. Deren aparte Schönheit wird in dem zu Beginn des Albums platzierten „Free At Last“ bis hin zu dem heiteren, den Ausklang bildenden „Cinco Hermanos“ beschworen. Im zuletzt genannten Track entpuppt sich Valle auch als origineller Scat-Sänger. Die filigranen Motivketten in den Improvisationen des Leaders werden durch das an Figuren reiche Spiel des Bassisten wie auch durch die darauf abgestimmten Beats des Drummers exquisit ergänzt.

Gerd Filtgen